

Der Page.

Aus den Erinnerungen eines Diplomaten von Max Treu.

„Ich heiße Anton Gottfried von Altenau und bin Jögling des königlichen Regiments.“

Nach immer klüger bin diese Worte in den Ohren, noch immer sehe ich ein Paar sonnige Knabenaugen freundlich auf mich gerichtet und die schlanke Knabengestalt mit den feinen fast mädchenhaften Zügen von mir.

Bei irgend einer Hoffentlichkeit war mir der kleine Page mit dem klugen, von einer Fülle goldblonder Locken eingerahmten Gesicht aufgefallen, und ich hatte ihn nach seinem Namen gefragt. Und in dem kurzen, militärischen Ton, der allen Jöglingen des Instituts eigen war, hatte er mir die Antwort gegeben.

Seit jenem Tage vermaß ich ihn nicht wieder, weder den Namen, noch seinen jugendlichen Träger. War der Knabe doch einer jener sieghaften Kindererscheinungen, die es jedem ankunft, mit dem sie zusammenkommen, und die eigens nur dazu geschaffen zu sein scheinen, überall Liebe und Zuneigung zu finden.

Häufig freilich thut so etwas den Kindern nicht gut; sie werden verzogen und verhätschelt, lernen bei jeder Gelegenheit ihren Willen durchzusetzen und entwickeln sich im Laufe der Jahre zu jenen unelendlichen Menschenwesen, die mit einer ins Ungemessene gehenden Anmaßung, mit einer schrankenlosen Selbstvergötterung, die nichts neben sich duldet, der Schrecken aller werden, die irgendwie mit ihnen zu thun bekommen.

Bei meinem jugendlichen Freunde Anton Gottfried aber war von alledem nichts zu merken. Obgleich er mit dem scharf beobachtenden Verstand, wie er intelligenten Knaben in so hervorragendem Maße zu eigen sein pflegt, deutlich erkannte, welchen Stein er allerorten im Brett hatte, und wie leicht es ihm gemacht wurde, gelegentlich seinen Willen durchzusetzen, blieb der damals elfjährige Knabe doch stets gleich freundlich, gleich bescheiden, gleich anspruchslos, gleich höflich und zuvorkommend gegen alle, die ihn kennen lernten.

Schon die straffe, militärische Zucht des Regiments hatte ihn vor den Unarten und häßlichen Charaktereigenschaften verzogener Kinder, und irgendwelche Gegenstände, die etwa die Wirkungen dieser Zucht aufzuheben imstande gewesen wären, waren nicht vorhanden. Anton Gottfried war eine vater- und mutterlose Waise, und er verbrachte daher selbst seine Ferien im Institut, so daß für die Bethätigung freier Einflüsse nur wenig Raum und Gelegenheit vorhanden war.

Uebrigens aber lag auch offenbar in dem ganzen Wesen des Knaben etwas Festes und Ruhiges, das er wohl von seinem Vater, einem herbortragenden tüchtigen Charakter, geerbt haben mochte, was ihn davor schützte, sich die Gefährlichkeit, Launenhaftigkeit und Unliebendbarkeit zu erwerben, wie sie den meisten „enfants terribles“ anhaften.

So war es denn kein Wunder, wenn Anton Gottfried mit Recht der erklärte Liebling aller wurde. Wer in das prächtige, sonnige Blauauge des Knaben sah, wer sein freundliches, stets dienstfertiges Wesen kennen lernte, mußte ihm gut sein. Und man war ihm gut, ohne Ausnahme, und das Herz des Knaben, dem sorgende und schützende Elternliebe nicht beschieden war, fand ringsum so viel Liebe und Zuneigung, daß er sich seinen Augenblick leer, verarmt und verwaist fühlen konnte.

Er selbst war dankbar für diese Liebe; er wußte und fühlte offenbar, was er daran hatte. Er bemühte sich nach Kräften, diese Liebe auch zu verdienen und ihrer werth zu sein. Der aufmerksamste Beobachter jedoch konnte bald bemerken, daß der Page, so freundlich und liebenswürdig er allen entgegenkam, doch ein bestimmtes Ideal im Herzen trug, das er nach Knabenweise vergötterte und dem jeder Schlag des jungen Herzens geweiht war.

Und dieses Ideal war die Prinzessin Anna.

Schon oft war Anton Gottfried von persönlichen Dienst bei ihr befohlen worden, wenn bei großen Gesellschaften die Pagen verwendet wurden, und so war es geschehen, daß er dem auffallend schönen, geistig reichbegabten Mädchen von etwa zweiundzwanzig Jahren näher getreten war als irgend ein anderer. Von ihren Lippen hatte er freundliche Worte gehört, aus ihren Händen manche süße Wächerei erhalten. Der überaus bescheidenen Wohlklang ihrer Stimme war seinen Ohren nicht gewesen, und so hatte sich in seinem Herzen für die schöne, königliche Mädchenerscheinung jene unschuldige, aber tiefe Schwärmerei entwickelt, die man sie bei aufgeweckten, gemüthvollen Knaben öfter beobachtet, und wie sie ihnen eine sonnige Erinnerung bleibt ihr Leben lang. Was die Prinzessin that, das war für Anton Gottfried das allein Richtige; was sie sagte, daran konnte kein Zweifel bestehen; was sie duldet, das mußte gut, das mußte edel sein; was sie unterließ, das war gewiß verdächtig, was sie häßlich, schlecht und niedrig; ihre Rathschläge, die sie ihm etwa gab, standen den Geboten Gottes gleich und

wurden ungehämt und widerspruchslos befolgt; ihre Wünsche waren ihm Befehle des Himmels, denen sich zu entziehen Sünde sein mußte — mit einem Worte, die Prinzessin war für ihn das verkörperte Bild der Gottheit auf Erden und jedesmal, wenn Anton Gottfried das wunderbare Madonnenbild Guibo Remis in der Schloßkirche sah, meinte er, daß der Herr ganz unmöglich schon so lange todt sein könne, wie man ihm gesagt hatte, denn diese Madonna sei doch niemand anders als die Prinzessin Anna, die der Maler auf jenem Bilde gemalt habe. Man wolle ihm nur die Wahrheit nicht sagen.

Die Madonna und die Prinzessin waren ihm eins, und wie jene das Sinnbild alles Guten, Schönen, Reinen und Edeln war, so war es ihm auch die Prinzessin.

Tiefes Trauer aber zog in sein junges Herz ein, als der Tag herannahte, an dem die Prinzessin sich mit einem fremden Prinzen vermählen und ihren Heimath verlassen sollte, um dem Gatten in die Ferne zu folgen. Denn nun, so sagte er sich, würde er sie überhaupt nicht mehr oder doch nur außerordentlich selten zu sehen bekommen und ihr seine Dienste nicht mehr widmen könne. Wer aber von allen Sterblichen wäre fähig und würdig, ihre der Vergötterten Stelle in seinem Herzen einzunehmen?

Wenige Tage vor der Hochzeit traf ich ihn einmal.

„Nun Gottfried,“ sagte ich, „jezt werden wir beide unsere beste Freundin verlieren — auch ich hatte, gleich einem jeden, die ebenso schöne wie mit Gaben des Geistes und Gemüths reich ausgestattete Prinzessin überaus hoch geschätzt und verehrt. — Was werden wir nun thun?“

„Ich sah deutlich, wie eine Wolke der Trauer das blaue Knabenaugen umflorte. Aber eine Antwort gab er nicht.“

„Tröste Dich mit uns allen, mein Junge,“ fuhr ich fort, „wir alle sehen dich voll Schmerz scheiden.“

Er neigte bejahend das Haupt. „Du hast doch Dienst an ihrem Hochzeitsstage?“ fragte ich weiter.

Da erhob er den blonden Kopf, und ein sonniges Lächeln huschte über das Antlitz.

„Ja,“ entgegnete er stolz. „Auf der Prinzessin besonderen Wunsch habe ich auch den Ehrendienst in der Kirche — ich stehe bei der Trauung an ihrer Seite neben dem Altar.“

Und so geschah's.

Es war ein bittersüßer Januarstag, als die Hochzeit stattfand, was für uns alle um so empfindlicher war, als die Schloßkirche damals noch keine Heizungsanlage hatte und wir in einer Temperatur ausstehen mußten, die trotz der aufgestellten Kohlenbeden nicht höher als bis zu sechs Grad hinaufging. Kamentlich die Pagen mußten das bitter empfinden; in der leichten und dünnen Renaissancekleidung, die sie bei solchen Gelegenheiten trugen, mußte ihnen die Kälte durch Mark und Bein gehen. Ich sah denn auch die armen Jungen zittern und mit den Zähnen klappern, daß sie mir bis ins Herz leid thaten. Nur einer vornehmlich nicht. Das war Anton Gottfried, der leuchtenden Auges während der Trauungszeremonie zur Seite der schönen Braut neben dem Altar stand. Noch heute sehe ich ihn deutlich vor mir in der überaus kostbaren Tracht. Nichts von Kälte merkte man ihm an, hochgerötet waren seine Wangen; war es ja doch der höchste Ehrentag seiner Gebieterin der letzte Tag, an dem er bei ihr Dienst that, und der sollte ihn gewiß nicht schwach und frostig finden.

Während der Trauung ereignete sich plötzlich ein kleines Mißgeschick. Beim Ringwechseln geschah es, daß der Ring der Prinzessin = Braut dieser aus der Hand glitt und davonrollte. Und merkwürdig, alles Suchen war vergeblich; der Ring war und blieb verschwunden; er war offenbar in irgend eine Spalte hineingerathen und blieb so den Blicken aller Suchenden verborgen. Man mußte sich schließlich, ohne das Kleinod wiedergefunden zu haben, aus der Kirche entfernen, und auch die Diener und Hofbeamten, die noch weiter nachsuchten, mußten am Ende unerrückter Dinge in das Schloß zurückkehren, mit der Meldung, daß von dem Ringe keine Spur zu entdecken sei.

Der König selbst gab dem immerhin unangenehmen Vorfall schließlich eine heitere Deutung und Wendung, indem er sagte, daß man eben einen weisen Ring machen lassen müsse, und daß doppelte Fesseln desto unschärfer sein würden. So begab man sich denn ohne Ring zum großen Festmahl.

Es war Sitte, daß bei derartigen Festlichkeiten für die Pagen in einem Nebenzimmer eine eigene Tafel gedeckt wurde. Als sich einen Augenblick Gelegenheit fand, ging ich dort hinüber.

„Nun Gottfried,“ sagte ich scherzend, „Du bist aber ein unaufrichtiger Ritter; läßt den Ring Deiner Dame davonrollen und vermagst ihn nicht zu finden. Ei, ei.“

Eine glühende Rötze überzog sein Antlitz, und mit einem seltsamen Blicke, den ich nie vergessen werde, sah er mich an.

„Der Ring wird sich finden,“ stammelte er, „gewiß, Herr Graf — morgen — er muß ja da sein.“

„Beruhige Dich nur,“ tröstete ich ihn. „Ein kleines Malheur! So schlimm ist es nicht. Laß Dir es gut schmecken, lieber Junge.“

„Ich reiche ihm die Hand und ging. Das folgende habe ich von dritter Seite erzählen hören. Ich erzähle es nach, wie es mir zu Ohren kam.“

Als die Pagen Abends gegen zehn Uhr vom Dienste entlassen wurden und zum Institut heim wollten, stellte sich heraus, daß Anton Gottfried fehlte. In den Festtrübel hatte man auf den einzelnen nicht Obacht gegeben, wohl auch geglaubt, daß er irgendwie dienstlich in Anspruch genommen sei, und erst jetzt bemerkte man, daß er nicht da war. Sofort wurde nach ihm gesucht.

Wie man auch nachforschte und fragte, man konnte keinerlei Auskunft erhalten; Niemand vermochte anzugeben, wo der Page geblieben war. Das einzige, was sich feststellen ließ, war, daß Anton Gottfried etwa gegen sieben Uhr in der Militärschloßkammer, die im Parterre des Schlosses lag, erschienen war und sich dort eine kleine Handtasche entliehen hatte. Wohin er aber damit gegangen war, wußte man auch hier nicht anzugeben.

Die Polizei wurde benachrichtigt, die halbe Nacht hindurch wurde gesucht, von dem Pagen aber keine Spur gefunden. Die Sache schien völlig räthselhaft. Es blieb nur die einzige Annahme übrig, daß Anton Gottfried bei Tafel etwa zu viel Wein getrunken und, von dem ungewohnten Getränk übermannt, irgendwelche Thorheit begangen habe, bei der ihm ein Unglück zugefallen sein müsse. Erst in den Morgenstunden legte man sich in das Regimentsinstitut zur Ruhe, ohne das Räthsel gelöst zu haben.

Kurz nach acht Uhr in der Frühe des anderen Tages wurde dem Gouverneur des Institutes der Küster der Schloßkirche gemeldet, der mit schredensbleichen Mienen draußen stehe und gewiß eine schlimme Botschaft bringe. Ungefäumt ließ der Gouverneur den Mann vor sich, der ihn bat, sich sofort in die Schloßkirche zu begeben; es sei etwas Entsetzliches geschehen.

Voll trüber Ahnungen folgte der Gouverneur nebst einigen Pagen dem erregten Manne, der fortwährend fluchte und jammerte, er könne für das Unglück nicht; er habe die Kirche Abends um acht Uhr, wie es seine Pflicht sei, verschließen müssen, und da habe er Niemand wahrgenommen. Die Kirche selbst lag abseits vom Schloß, mitten in einem Park, der natürlich in dieser Jahreszeit und dazu Nachts fast menschenleer war. Etwas entfernt davon befand sich die Wohnung des Küsters, der die Kirche jeden Abend abzusperren und jeden Morgen wieder zu öffnen hatte; es war Sitte, das Gotteshaus den ganzen Tag über offen zu lassen.

Endlich war die kleine Schaar an Ort und Stelle angelangt. Der Küster, der gegen die Regel die Kirche wieder abgeschlossen hatte, öffnete und führte seine Begleiter zum Altar. Und da bot sich den Erstaunten ein seltsamer Anblick. Auf den Stufen des Altars, mit dem Kopfe rückwärts gelehnt, ruhte, fast in liegender Stellung, der Page Anton Gottfried von Altenau. Er war todt. Es war kein Zweifel: er war hier aus Versehen eingeschlossen worden, Niemand hatte dann sein Auen gehört, die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, und in den Armen des Schlafes hatte ihn die eiserne Kälte getödtet. Neben ihm stand, erloschen und bis auf den letzten Tropfen Del herabgebrannt, die kleine Hauslaterne, die er entzündet hatte.

Ein jelliges Lächeln aber lag auf dem Antlitz des Todten. Und als man ihn näher betrachtete, da entdeckte man aufgesteckt auf den Goldfinger der linken Hand, den verloren gegangenen Trauring der Prinzessin Anna.

Aufs tiefste erschüttert, wortlos und mit Thränen im Auge drückte der Gouverneur die Hand des treuen Knaben zum letzten Lebewohl.

Den Ring aber hat man dem Todten auf Befehl der Prinzessin befallen. An seinem Finger hat er ihn mit in das Grab genommen.

Lenbach und der Kaiser.

In dem Lenbach-Artikel, den Franz Wolter in der „Kunst für Alle“ dem verstorbenen Meister widmet, weiß er manche Einzelheit mitzutheilen, die bisher weiteren Kreisen nicht bekannt geworden ist. So zitiert er folgende Aeußerungen Lenbachs: „Denken Sie sich, ich sollte den Fürsten X malen; der kommt in's Atelier in einem weißgrauen Reisekostüm, einfach scheußlich. Nein, das konnte ich nicht.“

„Auch den Kaiser hätte ich malen sollen, mit der Krone auf dem Haupte und im Hermelin; dreimal habe ich die Anfrage deswegen bekommen, ich habe aber abgelehnt — ich weiß, das war groß.“

Belohnung.

Schmierendirektor: „Wer heute am besten spielt, kriegt morgen die Rolle, in welcher er auf der Bühne eine Leberwurst zu verzehren hat!“

Fendel.

„Mein Abel ist so alt, daß sogar meine Aunen bei der Erschaffung der Welt auf dem Balcon ihres Schlosses standen und zuschauten.“

Zahnschmerzen. Humoristische Skizze von Franz Kurz = Elsheim.

Millionen Bomben und Granaten, da soll ich doch gleich —

Während springe ich von meinem Streibische auf, an dem ich mich kaum niedergelassen, um eine schon längst bestellte Arbeit zu beginnen. Aber hol's der Audud, ich tomn' nicht dazu. Glauben Sie, daß ich nur die Feder halten könnte? Und wüthend werfe ich Alles zur Seite, was mir auf meinem roend genommenen Wege durch's Zimmer als ein Hinderniß erscheint.

„Au — au — der verfluchte Zahn!“ Heimlich öffnete sich die Thüre. Der Kopf meiner Frau lugt durch die Spalte. Kommt mir gerade recht!

„Zum Donnerwetter, entweder herein, oder heraus! Du weißt doch, daß Zugluft meine Zahnschmerzen wahrhaftig nicht besser macht.“

Sie schlüpft wirklich in's Zimmer und setzt eine bedauernde Miene auf. Das kann sie nämlich großartig.

„Ach, Zahnschmerzen hast Du? Deshalb stellst Du Dich so an und bist so aufgebracht? Ich dachte schon, hier stürzte etwas ein. Ihr Männer könnt euch aber auch über die geringste Kleinigkeit aufregen und stöhnen und ächzen, als ob —“

„Frau, mach' mich nicht noch wüthender. Es ist einfach, einfach — ich finde gar nicht den entsprechenden Ausdruck — einfach abscheulich, niederträchtig, unter solchen Umständen auch noch Spott mit mir zu treiben.“

„Spott?“ fragte sie ganz unschuldig. „Ich gebrauche doch im Allgemeinen nur Deine eigenen Worte, die Du mir zuriefst, als ich vor acht Tagen vor lauter Zahnschmerzen wieder aus noch ein wußte.“

„Was? So soll ich gefagt haben? Na, Du kannst doch nicht bestreiten, daß meine Schmerzen ganz anderer Natur als die Deinen sind.“

Auf's Neue laufe ich wüthend umher, daß meine Wackelzahn Polka tanzen. Da steht schon wieder ein Stuhl im Wege.

„Aber Männchen...“

„Was, Du bist noch immer da? Ichnaus, lag' ich. Du nur allein trägt die Schuld, daß ich solche Schmerzen habe; nur Du!“

„Ich?“

„Jawohl, nur Du. Natürlich, Du wäichst Deine Hände in Unschuld, das weiß ich von vornherein. Aber hättest Du mich heute Mittag nicht überredet, von dem süßen Pudding zu essen, dann —“

„Ich habe doch kein Wort dieserhalb gefagt. Im Gegentheil, Du selbst hastest Verlangen nach einer süßen Speise.“

„Na, ich werd' mich herumzanken mit Dir. Recht bekäm' ich ja doch nicht.“

Jetzt kommt sie auf mich zu und faßt mich um den Hals. Doch ich bin heute zu Liebkosungen gar nicht aufgelegt.

„Weg — hörst Du denn nicht? In Ruhe sollst Du mich lassen. Du trägst Schuld an meiner Pein. Hin aus — flott — au — der verteuerte Zahn —“

„Ich glaube, sie weint. So sind nun die Weiber! Sie können auch gar kein Wort vertragen. Gut, mag sie weinen. Was belästigt sie mich, wenn ich Zahnschmerzen habe.“

Jetzt stehe ich vor dem Spiegel, den Mund weit aufgerissen, um den hohlen Zahn zu untersuchen. Da hinten der letzte Badzahn ist's. Ich drücke einmal fest mit dem Finger darauf. Der Schmerz wird noch peiniger. Und dennoch: mir ergällt's auf einmal, mich so selbst zu quälen. Was sag' der Dichter? „Geheime Wollust liegt im Schmerz.“ Recht hat er. Ich erkenne die Berechtigung seines Satzes voll und ganz an.

Nur wird mir dadurch nicht besser. Wo ist denn mein Hausmittel? Selbstredend wie die Straßenbahn und ein Hundertmarkstein. Wenn man sie braucht, sind sie nicht da. Trine! Trine! Athemlos stürzt das Dienstmädchen herbei.

„Aber wo brennt's denn, gnäd' Herr?“

Doch als sie meine Grimasse sieht, fängt die dumme Gans laut an zu lachen. Mädchen, wenn ich jetzt einen Stiefel ausziehen könnte, er stöße an Deinen Kopf.

gewohnt bin, daß mir beinahe übel wird; es nützt auch nichts. Alles vergebens.

Das war eine verfluchte Nacht, die ich durchgemacht habe. Die Tropfen halfen nur für einige Minuten. Dann brachen die Schmerzen wieder mit frischer Gewalt aus. Im Bett wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, mit den Kissen spielte ich Fangball. Tausend Gedanken durchschwärmten mein Hirn, ohne daß ich einen einzigen festhalten konnte. Das ist zum zerschanden.

Dann heiße ich 'mal wieder die Zähne fest aufeinander. Jetzt schlage ich gegen die Wangen, drücke das Kissen trampelhaft gegen meinen Kopf, werfe die Decke von mir, ziehe sie wieder über mich, richte mich auf, lege mich mit dem Kopf nach unten.

Meine Frau ruft: „Schlaf doch endlich ein. Das ist ja nicht zum aushalten!“

„Ich halte es selbst nicht aus!“

„Ja, Du, Du hast doch wenigstens noch Zahnschmerzen. Da ist das erstärklich.“

Jetzt bin ich zur Abwechslung aus dem Bett herausgesprungen und laufe in der Schlafstube herum.

Da abermals die Stimme meines Weibes.

„Mann, geh doch in's Bett! So wirst Du Dich doch nur noch erkälten. Ich ginge morgen früh einfach zum Zahnarzt.“

„Ach, was verstehst Du davon?“

„Allerdings Recht hat sie. Aber das zum Zahnarztlaufen ist so 'ne Sache. Da kann man sich ebenfalls folteln lassen. Ne, machen wir nicht. Die Schmerzen müssen doch 'mal aufhören. Es frägt sich halt, wer länger aushält, sie oder ich?“

Aber es ging nicht. Ich sehe es ein. Morgen mache ich kurzen Prozeß, morgen lasse ich mir den Zahn ausziehen.

Und als ob der heroische Entschluß mir Linderung schaffen könnte, schließe ich die Augen und schlafe wirklich ein.

Indessen, der Tag graut noch nicht, da bin ich schon wieder auf den Beinen.

Die Schmerzen haben doch nicht nachgelassen. Na, da hilft's also nicht. Nachher wird der Zahn an die Luft befördert. Du hast mich lange genug gequält.

„Zwar erstens — zweitens — ach was, nur keine Bange mehr. Abgemacht! Ich gehe zum Zahnarzt.“

Ich werde in's Wartezimmer geführt, nachdem ich vor der Thüre noch einmal an meinen Knöpfen abgezählt habe, ob ich nun wirklich soll oder nicht, und letztere zu meinen Ungunsten entschieden haben. Nächstens lasse ich mich nur noch auf gerade Knopfzahlen ein.

Da sieht noch eine Dame. Ein Trost ist es, Lebensgenossen zu haben. Und hübsch ist sie, ei der Tausend!

Mich beachtet sie gar nicht, 'ne Gemeinheit, so was. Geknickt ganz recht, daß sie Zahnschmerzen hat.

Sie geht hinein zum Dentisten. Ich vernehme ihr Schreien, ihr Gejammer. Sonberbar, meine Schmerzen sind gar nicht mehr so arg wie vorher. Ich glaube, sie lassen allmählich nach.

Eine Minute vergeht... Wahrhaftig, der Schmerz ist vorbei. Ob das die Angst vor dem Ausziehen macht?

„Ja, aber dann brauche ich meinen Zahn ja auch gar nicht erst ziehen zu lassen. Wozu mir noch unnötige Schmerzen bereiten? Ich habe lange genug gelitten.“

Doch da kommt schon der Zahnarzt. Jetzt, Freiheit, steh' mir bei!

„Ach, Du hier?“ (Wir sind nämlich gute Freunde.) „Du willst Dir auch einen Zahn ziehen lassen? Und Du, Brutus!“

Ein toller Streich.

Man schreibt aus Paris: Ein junger Mann hat hier vorige Woche eine Possenscene aufgeführt, deren Frechheit an die köstlichen Gaunerstücke von Robert und Vertram erinnert.

Vor der Madeleinekirche, am Eingang der Rue Royale, steht ein Polizeioceant, um mit seinem Kommando das Auf und Nieder des Wagenverkehrs zu regeln. Mäglich bemerkt der, daß eine der zahlreichen Medaillen, die seine Brust zieren, fehlt. Er blickt um sich; sein Auge sucht auf dem Asphalt der Straße. Vergebens, sie ist und bleibt verschwunden. Aber er darf die Zeit nicht mit dieser Privatangelegenheit verlieren; sein Dienst heischt die volle Aufmerksamkeit auf das Wagengeviert, damit kein Unheil entfesse. Beim Vorbeigehen stößt Jemand an ihn an: das kommt oft vor, so daß er nicht darauf achtet. Im nächsten Moment jedoch fühlt er, daß eine zweite Medaille von seiner Gelenden verschwunden ist. Jetzt hat er die feste Ueberzeugung, daß es sich nicht um einen Zufall handelt, sondern um Diebstahl. Er beobachtet scharfer die Leute um sich her. Vor einem Cafe sieht er ein paar junge Herren, die öfter nach ihm hinzublicken scheinen, einander zublinzeln und lachen. „Die sind gewiß im Complot,“ denkt er sich. Aber die Beweise? Er behält die beiden unauffällig im Auge. Der eine steht auf, der andere bleibt sitzen. Der erste mischt sich unter die Menge, und gleich darauf fühlt der Polizist wieder, daß ihn Jemand anstößt. Er hat aber aufgepaßt und hält den jungen Mann, der noch eben vor dem Cafe sah, fest am Arm. Der hatte gerade mit einer Schere die dritte Medaille von dem Uniformrock des Beamten losgeschnitten. Auf dem Polizeibureau folgte die Aufklärung. Der seltsame Dieb war ein Herr der guten Gesellschaft, der nach einem solennen Essen, bei dem man dem Champagner stark zugesprochen, mit zwei Freunden gewettet hatte, er werde dem dienhabenden Polizisten vor der Madeleine nacheinander jedes einzelne seiner acht Ehrenzeichen von der Brust abschneiden, ohne erwischt zu werden. Er hat die Wette verloren und wird außerdem, vorausichtlich unter Anwendung der lex Beringer, eine Sühne an die Justiz zu leisten haben. Aber erstaunlich bleibt es doch, daß ihm zweimal der tolle Streich gelingen konnte. Wir rechnen das der Wachsamkeit des Polizisten nicht als Tadel an, sondern als Lob. Denn der brave Mann achtete so sorgsam auf das Wagengetriebe, daß er um seine eigene Person zunächst sich nicht kümmerte. Man muß nämlich anerkennen, daß die Fuhrwerkspolizei an den Straßenecken weit aus dem besten Theil des hiesigen öffentlichen Dienstes darstellt. „Die Wette der jungen Leute ist darum ein indirektes Compliment für die Beamten der hiesigen Verkehrs-polizei.“ So müßte wenigstens der Verteidiger pläbieren.

Reflexion.

Entel: „Merkwürdig, immer, wenn mir mein lieber Neffe sein schweres Herz ausschüttet, bin ich nachher leichter geworden.“

Aus dem Tagebuch eines Studenten.

Den Mann, der das dumme Bezahlen erdacht,

Den hält' ich um einen Kopf kürzer gemacht.

„Ja dann!“

„Weshalb hast Du denn noch nicht um Elfröde's Hand angehalten — ihr Deine Wette erklärt?“

„Sie hat mich ja noch nie zu Worte kommen lassen!“

Alta.

Kommis: „Wir suchen seit einem halben Jahr einen Kassierer!“

Freund: „Ich dachte, Leute sind genug zu haben!“

Kommis: „Gewiß, aber wir suchen den Kassierer, der uns mit der Kaffe durchgegangen ist!“

Der Schiedsrichter.

(Fabel). Eine Biene und eine Ameise stritten sich darüber, ob das Bienen-volk oder das Ameisen-volk fleißiger sei. Da sie sich nicht einigen konnten, wählten sie den Wären zum Schiedsrichter. Der zerstückte erst das Bienen-volk und dann das Ameisen-volk und gab nach Vertilgung der aufgefundenen Vorräthe sein Urtheil dahin ab, daß beide Völker gleich fleißig seien.



„So, jetzt können Sie trinken, Herr Baron, aber Ihre Rechnung bei mir können Sie nicht bezahlen.“

Baron: „Glauben Sie denn, daß ich den Zeit bezahle?“